Freie Meere!

Von G. von Schulze-Gavernitz, Professor an der Kaiserlichen Akademie zu Posen i. P., Mitglied des Reichstages.

(Fortsetzung und Schluß.)

In der Tat: auf deutschem Boden war es, daß die Grundlinien jenes allumfassenden Gebäudes gedacht wurden, welches dem suchenden Nachkriegsgeiste eine neue Wohnstätte bereitete. Der deutsche Idealismus ging über das bewußte Denken hinaus, indem er Vorstellung und Aufführung zu höherer Einheit in sich aufhob. Die harte Größe des Kurbrandenburg fehlte fast in Alt-Preußen, daß durch geistesgeschichtliche Zeiten mit jenem nahe verwandt ist. Kant aber setzte dieses Alt-Preußen auf den Richterstuhl der Vernunft, indem er den größten Skeptiker aller Zeiten, den Endpunkt britischen Denkens, David Hume, überwand: inmitten der Zweifel des Kopfes und der Wirrnisse des Herzens ist das Soll der Pflicht der granitne Fels: auf ihm fußend, reckt der Mensch zur „Freiheit" empor und bringt „Ordnung" in alle seine Gebäude. — Ordnung in den Zwiespalt des Wissens und Wollens, des erkennenden und handelnden Menschen. Von diesem Felsen aufblickend, kommt der Mensch zur Unvermeidlichkeit des Gottesglaubens und zum Vertrauen in einen allumfassenden Heilsplan, auch dort, wo der hohe Zweckzusammenhang der Dinge im einzelnen in Dunkel gehüllt bleibt.

Aber die Syntese, die das deutsche Denken vollzog, war eine reichere. Indem Alt-Preußen sich dem lebenswärmeren und kunstverwandteren Westdeutschland verband, wurden Pflicht und Freiheit des Einzelnen der Idee des Ganzen eingegliedert: von Kant zu Hegel! Die Disziplinierung des Einzelnen zum sozialen Ganzen ist dem Deutschen keine Sklaverei, wie der Brite so leicht vermeint, sondern eine höhere Stufe der Freiheit: denn der Einzelne bejaht das Ganze als den höheren Wert.

„Des Gesetzes starre Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht."

Den starken Einzelmenschen Alt-Englands überbietet Neu-Deutschland durch die größere Wucht der organisierten Gemeinschaft, welche — ihrer Idee nach — die Freiheit der Glieder mit Geschlossenheit des Ganzen vereinigt: so im Heerwesen, im staatlichen und kapitalistischen Großbetrieb. Auf seiner höchsten Stufe leistet der Brite herrenhafte Weltunterjochung durch den starken Einzelmenschen zur Verherrlichung eines weltfremden Gottes; auf seiner höchsten Stufe leistet der Deutsche liebevolle Weltgestaltung durch die organisierte Gemeinschaft zwecks geschichtlicher Entfaltung des ewigen Wertes. Es ist nicht zu verkennen, daß die Idee des Reiches Gottes und ihre Verfichtbarung in der Kirche hier segensreich fortwirkt.

Dem entspricht die Verschiedenheit der politischen Ziele: Ueber die formale Freiheit des Briten hinaus, die er als Vorstufe bejaht, erstrebt der Deutsche die vernunftgemäße Ordnung im Inneren seines Staatswesens im Sinne materieller Gerechtigkeit — der preußische Staatssozialist nicht anders als der sozialistische Demokrat. Er erstrebt vernunftgemäße Ordnung dort, wo das britische Konkurrenzsystem Willkür und Zufall auf den Thron setzt. Niemand hat dies besser erkannt als ein Engländer selbst. Indem Deutschland „den Vorsitz in Europa" angetreten habe, meint Carlyle, sei für Europa eine weitere Frist gestellt von mehreren Jahrhunderten zu dem Versuche, die in ihm vorhandenen Keime des sozialen Neuaufbaues zu entwickeln.

Darüber hinaus erstrebt der Deutsche nicht eigene Weltherrschaft, sondern die vernunftgemäße Organisation der Welt auf dem Boden der Freiwilligkeit. Der „ewige Friede" ist ihm ein „Ideal", stets zu erstreben, stets unerreichbar. Aber zwischen diesem unendlich fernen Ziel — ein Hirte und eine Herde! — und dem sich zerfleischenden Heute glaubt der Deutsche Zwischenstufen verwirklichen zu können durch den Föderalismus kulturverwandter und interessenverbundener Staatenkreise. Diese politischen Organisationsmöglichkeiten hat Deutschland in seinen wirtschaftlichen Kartellen vorgezeichnet, welche das Nebeneinander stärkerer und schwächerer Glieder durch eine höhere Einheit gewährleisten. So verbindet die in ihrem Grundwesen deutsche Schweiz föderalistisch die drei Hauptnationen Westeuropas. Oesterreich-Ungarn soll Deutsche, Magyaren, Rumänen, West- und Südslaven zur vollen Befriedigung ihrer nationalen Eigenart Ähnliches erreichen. Ein kontinentaler und handelspolitischer Bund der beiden mitteleuropäischen Großmächte lag klar in der Richtung deutscher Interessen und wird heute mehr denn je als Sicherung der Weltgeschichtlichkeit empfunden. Durch Reichstag an diesen mitteleuropäischen Kern gesellen sich die germanischen Staaten des Nordens wie die slavischen Staaten des Südostens alle Vorteile des kontinentalen Großbetriebes, ohne an Selbstständigkeit einzubüßen und auch in geschichtlichem Bestehen zu verlieren.

Aber der Organisationsgedanke führt weiter. Den Leiden des westeuropäischen Festlandes durch ein Bündnis dieser vier Hauptmächte zu lindern, ist keine Utopie, ein solcher Friedensverein zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Italien vereinigte Völker gemeinsamer Lebensinteressen. Er würde ein Gegengewicht bilden gegen Englands Welt- und Seemonopol, das seit altersé auf Europas Zwistigkeiten gegründet ist.

Derartige Forderungen einer verbesserten Staatsorganisation werden sich anmelden nach dem Jahrzehnt dieses Krieges. Der Krieg mit Frankreich war schlechthin vermeidlich; denn Deutschland forderte von Frankreich nichts als Neutralität. (Wie oft hört man in unserem Okkupationsgebiete aus Franzosenmunde hinsichtlich des Krieges das Wort: „On ne fait pas pourquoi.") Der Krieg mit England war zwar nicht ebenso grundlos, wohl aber vermeidlich; denn es lag im wohlverstandenen Interesse Englands selbst, in die Reihe des Primus inter pares sich einzugliedern. Der Krieg mit Rußland war auf die Dauer wohl unvermeidlich; aber es hätte geführt werden können, unter Neutralität des Westens, von Deutschland zur Befreiung des russischen Volkes und der in Rußland unterdrückten Nationalitäten, sowie der von Rußland bedrohten Nachbarn. Mag Herrschaft und Knechtschaft der Menschheit dereinst zur segensreichen Erziehung gereicht haben: heute tritt an ihre Stelle die Organisation freier Glieder, die in ihrer Eigenart durch das Ganze geschützt sind — ein deutscher Kulturgedanke.

Der Gedanke der Organisation — der Gedanke des Wertganzen und seiner durch Eingliederung freien Glieder — arbeitet im Unterbewußtsein von Millionen Deutscher. Er arbeitet auch dort — und dort vielleicht gerade am meisten, wo er nicht ins Licht der philosophischen Selbstbesinnung gerückt ist. Gerade daß unsere Gegner uns „Barbaren" nennen, beweist, daß ihnen diese letzten Quellen unserer Kraft unzugänglich sind — daß sie unsere Stärke und Unbesiegbarkeit nicht ermessen und nur Aeußerlichkeiten nachahmen können.

Rückblickend: Die schweigende Größe Alt-Preußens — die Kant, Fichte und Hegel, alle jene Riesen, die das Kindlein Menschheit durch das Meer des Zweifels zum ewigen Felsenufer trugen — die Göthe, Schiller und Beethoven, jene Meister des Wortes und des Tones, welche heute Verkörperung heischen in Fleisch und Blut dieser sichtbaren Welt — die Stein, Scharnhorst und Gneisenau, jene „Reformer", welche den preußischen Staat mit der deutschen Idee vermählten und damit beide retteten — Wilhelms I. einzigartige Charaktergröße, die das Genie auffand und ertrug, „und jeder Zoll ein König" — die Bismarck und Moltke, welche das zerrissene Vaterland zur europäischen Groß- und Landmacht erhoben, deren Stärke heute die weitesten Weltfragen bestimmt — sie alle, die Helden unserer Vorzeit, sind unsere Kampfgenossen. Ueber den Köpfen der Feldgrauen haben sie die Geisterschlacht bereits gewonnen. Aber das Sichtbare folgt dem Unsichtbaren. In dieser alten Wahrheit, die sich trotz allen gegenteiligen Scheins immer wieder durchsetzt, beruht die unerschütterliche Sicherheit unseres endlichen Sieges. Dieses Deutschland kann nicht untergehen, noch ihm das Schicksal Hindostans bereitet werden. Denn der Weltgeist redet heute durch Deutschland.

Hinter schwerem Gewölk, unter Sturm und Donnerschlägen, unbeirrt durch das Gekrächz feiler Dämmerungsgeschöpfe, steigt die Sonne der Deutschen ihrer Mittagshöhe entgegen. Erst wenn diese Höhe erreicht und überstiegen ist, erst im Vollgefühl der politischen Selbstbejahung, wird die deutsche Seele ihr Letztes und Tiefstes im Kunstwerk offenbaren. Wir, die Kämpfer von heute, arbeiten dieser Feierstunde vor.

Aber unser Weg ist ein rauher. Der Sieg ist kein leichter, wie er — das wissen wir heute — gewesen wäre, wenn wir mit Rußland und Frankreich allein zu tun gehabt hätten. Jäher Siegesrausch wäre für Deutschland schlimmer gewesen als eine Niederlage. Wir danken es der Vorsehung, daß sie uns durch die Bretzen eine unendlich schwere Prüfung auferlegt hat. Dieser Kampf gegen die Uebermacht erscheint der kommenden Wissenschaft als Schicksal: Menschen! Etwas viel Bedeutsamerer als die Kriegsgeschichte des Krieges ist die Kriegsgeschichte des Friedens. Ist die auch die innerliche Wirkung dieses Krieges. Er lehrt den deutschen Geist von jenem Schlafen und sich aus dem deutschen Volkskörper viel Wertloses und Unfertiges — Schlacken! — hinwegbrennen. Dieser Prüfung führt jeden Einzelnen vom auf — vom Kleinen bis zum Vorhofen — zur Einfalt und zur Heimkehr. Einkehr in uns selbst unter strenger Selbstzucht! Selbstzucht heißt Ordnung. Heimkehr zu jenen Quellen reiner Kräfte, von denen in unbekanntem Dunkel alles Menschenleben entspringt, um in bewußter Freiheit zu entfalten. Durch diesen Krieg wird eindringlicher als von den Kanzeln die Vergänglichkeit alles Irdischen gerechtigt. Solche Vertiefung und Läuterung unserer Seele ist eine Gnade, was immer der äußere Verlauf dieser Prüfung sei, deren Schwerster vielleicht noch nicht durchlebt ist. Aber von diesem innerlichsten Punkt aus drängt das riesenhafte Ereignis zu einer völligen Erneuerung unseres körperlichen wie unseres geistigen, unseres persönlichen wie unseres staatlichen Daseins. Wiedergeburt — das Leitwort des Kriegszeitalters!

Wir kehren zu unserem Ausgangspunkt zurück. Indem die Engländer den Widerstand des unglücklichen Belgiens steiften, haben sie uns nach Antwerpen und an die Kanalküste gebracht: Altes deutsches Reichsgebiet, altes Habsburger Landesgebiet, bis zu den Revolutionskriegen (1794)! Wir nähern uns damit innerlich wieder den Niederlanden, deren einziger Angrenzer wir heute geworden sind. Indem wir die Selbstbestimmung dieser Welt der Freiheit achten, nehmen wir das Werk auf, das die alten Niederländer Seebelden unvollendet ließen: den Kampf gegen den unverhüllten Despotismus: einst Spaniens, heute Rußlands, den Kampf gegen den gefährlicheren, verhüllten Despotismus Englands und seiner Vasallen. Mag uns ein Freiheitskampf bestimmt sein, so schwer und lang wie der der Niederlande — gleichviel! In ruhiger Zuversicht gedenken wir des großen Oraniers: „Saevis tranquillus in undis" und seiner Kampfgenossen, deren Grabschrift auch uns beseelt:

Hier rastet, der kein Rasten kannt',
Bis seinen Feind er überwand. *)

Wir gedenken des niederländischen Dankgebets, mit dem unser Kaiser, Hohenzoller und Oranier zugleich, in den Kampf zog und Wir mit ihm: „O Herr, mach' uns frei!"

*) Hier ruhtet der nicht ruhten kann. Er hat ihn überwunden.

(Schluß.)

Gehorsam.

Alte, kernige Tugenden kommen wieder zu neuen Ehren in diesen Tagen, unter ihnen: der Gehorsam.

Seit langer Zeit schon galt er bei uns nur noch für eine Tugend, die bedingte Geltung beanspruchen durfte. Im Zeitalter der individuellen Entwicklung und des Rechts auf persönliches Ausleben erschien ja die Forderung des Gehorsams als Zwangsmittel, das man freien Menschen gegenüber entbehren zu können glaubte, das vielmehr als eine Hemmung jeder freien Entfaltung des Einzelwesens wie der Gemeinschaft betrachtet wurde. Unsre modernen Erziehungsgrundsätze fußten nicht mehr wie in früherer Zeit auf dem Gehorsam des Zöglings, der sich einst zunächst ohne Frage nach dem Warum der besseren Einsicht des Erziehers unterordnen mußte, bis ihm das eigne Verständnis gewachsen war. Bei den neueren Pädagogen, wo alles auf die natürliche Entwicklung eingestellt war, sollten die Triebe unbeschnitten bleiben, bis vor innen heraus das Edle entwickelt ward. Wir haben gesehen, daß bei vielen gut angelegten Naturen das Wagnis glückte, während bei andern die wilden Schossen überwucherten.

Nun kam der große Krieg mit seinen ehernen Forderungen, und der Gehorsam wurde mit einem Male Pflicht gegen das Vaterland. Pflicht für die Tapferen draußen auf Schlachtfeldern und in Schützengräben, Pflicht auch für die Daheimgebliebenen. Die Unterordnung der eignen Erkenntnis und des eignen Willens unter die höhere Einsicht und den stärkeren Willen des Lenkers muß ja die Kämpfer beseelen, die mit gewaltiger Wucht entscheidende Schläge gegen den Feind führen wollen. Und das Große und Herrliche an unserm Heer ist der auf volles Vertrauen gegründete, unbedingte und doch freie Gehorsam, der Hunderttausende von Deutschen beseelt. Denn es ist ein Unterschied zwischen Sklavengehorsam und freiem Gehorsam. Jener folgt gezwungen, dieser in williger Unterordnung, sich der als überlegen anerkannten Wucht beugend. Wie oft verlieren sich das Heer jene Intelligenzen gleich dem einfachen Manne Befehle von Führern, die auch, aber auch dem Manne, auch Führer und Führer zu tragen.

Was wir für altertümliche Tugenden hegen, ist Kampfgefährte des Heldens und Führers. Gerade Führer, so soll sie auch haben, sollen zu Führern kommen. Im Parlament des Reichs ist manches Warum verstummt. Viele meinen nur für kurze Zeit, aber vielleicht irren sie. Vielleicht lehren die Heimkehrenden unser Volk einmal von dem freien Nachdenken, das sie selbst in schweren Tagen begegnen hatten zur Verneinung eines glücklichen Ausgangs aller Kämpfe.

Aber nicht allein verwirrt wollen wir schauen, sondern wir wollen und heute bereits, jeder in seiner besonderen Lebenslage, willig und freudig unter die Gesetze des Gehorsams beugen. Manche Maßnahme, die in der Kriegszeit auch im Innern des Landes getroffen werden muß, fordert den Gehorsam von uns. Gebote und Verbote müssen erlassen werden, die unsern eigenen Willen beschränken, und wir wollen uns nicht beschämen lassen von unsern Kämpfern: begreifen: wir wollen, wie sie, willig dem Ganzen dienen und es für unsre Vaterlandspflicht halten, auch die kleinste Vorschrift gewissenhaft zu erfüllen.

So wollen wir Erwachsenen dem kommenden Geschlecht ein gutes Beispiel geben, auf daß wieder bei uns einkehre zum Segen für Reich und Volk der straffe, freudige Geist altdeutscher Zucht und altdeutschen Gehorsams.

Die merkwürdige Erziehung Viktor Emanuels III.

In den politischen Erörterungen und diplomatischen Veröffentlichungen über den Treubruch Italiens ist die Gestalt König Viktor Emanuels III. immer mehr in den Vordergrund getreten, und die Frage wird lebhaft besprochen, welche Rolle er in der Entwicklung der Ereignisse gespielt hat. Das Charakterbild des Königs ist in sehr verschiedener Beleuchtung geschildert worden; einen Schlüssel dazu können vielleicht die in Rom erschienenen Aufzeichnungen des Parlamentariers Luigi Morandi, eines der Lehrer des Königs, bilden, denn sie lassen eine merkwürdige und verworrene Erziehung verfolgen, die einen Herrscher von solcher Charakterschwäche schuf und zugleich seinen politischen Neigungen eine bestimmende Richtung gab. Der pädagogisch recht anfechtbare Grundsatz dieser Erziehung war formuliert: „Von etwas alles und von allem etwas zu wissen". Die Verwirklichung des ersten Teiles dieses Programms, das auch die „gehobenen" Schulen Italiens beherrscht und die jetzt so lauten „Intellektuellen", d. h. Halbgebildeten züchtet, bestand in der „Verbritung" des Prinzen, wie Klopstock gesagt hätte. Seine Erzieherin war eine Engländerin; englisch zum großen Teil seine reichhaltige Kinderbibliothek, englisch ward er gelehrt, seine Bücher zu katalogisieren, seine Rechnungen zu führen, mit seiner Mutter zu sprechen, und kein Geringerer als der gelehrte William Bliß führte ihn in die englische Literatur ein. So ward der sardinische Königssohn ein guter Engländer. Und noch in anderer Hinsicht bewährte sich bei ihm das Dichterwort: „Des Knaben Wille ist wie des Windes Wille, aber die Gedanken der Jugend sind lange, lange Gedanken". Morandi hielt es für angebracht, mit dem zwölfjährigen Silvio Pellicos „Meine Gefängnisse" zu lesen. „Bei der Geschichte von dem armen Bein des Maroncelli" — eines Dichter- und Leidensgefährten Pellicos, der mit ihm in den Kerkern des Spielberges bei Brünn saß und erst nach monatelangen Qualen und Verhandlungen sein krankes Bein amputiert bekam — „kamen ihm die Tränen in die Augen, und er brach in einen Ruf der Entrüstung aus, der mich nötigte, ihn an unsere gegenwärtigen guten Beziehungen zu Oesterreich zu erinnern". So erzählt der sonderbare Lehrer und notiert behaglich weiter, wie der erste Ball, an dem der Prinz teilnahm, bei dem österreichischen Botschafter Baron v. Bruck im Februar 1888 stattfand, und wie ihn sein Zögling beglückwünscht habe, daß er „zuletzt gekommen und zuerst weggegangen wäre". Die Mutter des Prinzen mischte sich oft recht eigenartig in die Erziehung, wofür nur ein Beispiel: Als der königliche Vater einmal mit dem Unterzeichnen von Dekreten sehr beschäftigt war und deshalb der Beginn der Frühstücksstunde sich hinzog, bekam der Prinz gut menschlich Hunger. Auf seine Klage nahm die Königin Dantes „Göttliche Komödie", schlug den Gesang vom Hungertode des Grafen Ugolino auf und sagte zu ihm: „Lies das hier, und der Hunger wird vorübergehen..." Wohl hatte der Prinz in dem Oberst Osio einen strengen und einsichtigen Gouverneur, der einmal den geheimnisvollen Wunsch hegte: „Vergessen Sie nicht, daß der Sohn eines Königs gleich dem einfachsten Manne Mitleid erhalten Befehle von Führern zu geben, aber auch dem Manne, auch Führer und Führer zu tragen."

Was wir für altertümliche Tugenden hegen, ist Kampfgefährte des Heldens und Führers. Gerade Führer, so soll sie auch haben, sollen zu Führern kommen. Im Parlament des Reichs ist manches Warum verstummt. Viele meinen nur für kurze Zeit, aber vielleicht irren sie. Vielleicht lehren die Heimkehrenden unser Volk einmal von dem freien Nachdenken, das sie selbst in schweren Tagen begegnen hatten zur Verneinung eines glücklichen Ausgangs aller Kämpfe.

Aber nicht allein verwirrt wollen wir schauen, sondern wir wollen und heute bereits, jeder in seiner besonderen Lebenslage, willig und freudig unter die Gesetze des Gehorsams beugen. Manche Maßnahme, die in der Kriegszeit auch im Innern des Landes getroffen werden muß, fordert den Gehorsam von uns. Gebote und Verbote müssen erlassen werden, die unsern eigenen Willen beschränken, und wir wollen uns nicht beschämen lassen von unsern Kämpfern: begreifen: wir wollen, wie sie, willig dem Ganzen dienen und es für unsre Vaterlandspflicht halten, auch die kleinste Vorschrift gewissenhaft zu erfüllen.

So wollen wir Erwachsenen dem kommenden Geschlecht ein gutes Beispiel geben, auf daß wieder bei uns einkehre zum Segen für Reich und Volk der straffe, freudige Geist altdeutscher Zucht und altdeutschen Gehorsams.

Tommys Leid und Trost.

Im lustigen Weinland der Champagne
Mit freudigem Gemüte
Kämpft' ich für Frankreichs Ruhm und Ehr'
Und Engellands Profite;
Heut' aber sitz' ich mürrisch da
Mit gänzlich trock'ner Kehle
Der neueste Armeebefehl
Drückt schwer mir auf die Seele.

Schier einerweis verschenkt man hier
Den Weißen und den Roten,
Uns aber ist der Alkohol
Jetzt dienstlich streng verboten;
Die schönen Tage sind dahin,
Da wir in Kognak prasteten!
Weil ich zu stark gesoffen hab',
Muß ich nun gänzlich fasten!

Da blickte ein Stern durch dunkle Nacht:
Die gute Heeresleitung
Drückte schmunzelnd in die Rechte mir
Die neueste Lond'ner Zeitung;
Gleich auf der ersten Seite steht's —
Ich möcht' vor Freude quieken:
Das Salvarsan wird hergestellt
In englischen Fabriken!

Stets zeigten zur Entente cordiale
Bereit sich Frankreichs Frauen,
Doch war dem hies'gen Damenflor
Nicht unbedingt zu trauen —
Jetzt aber ist dem Kriegersmann
Ein süßer Trost verblieben:
Der Tommy, dem den Suff man nahm,
Kann ungefährdet — lieben!

Marschlied der Soldaten.

Als wir gegen Rußland zogen,
Kam ein Täuberich geflogen,
Brachte mir drei Rosen,
Freute da mein Herze sich,
Rosen, deren Düfte mich
Heimatlich umkosen.

Rose meiner Schwester sitze
Stolz an der Soldatenmütze,
Wenn wir gehn zum Kampfe —
Deine Farbe rot wie Blut
Paßt zu unsrer Arbeit gut
In dem Pulverdampfe.

Meiner Liebsten teure Rose,
Die ich küsse, die ich kose,
Ruh' an meinem Herzen —
Sei bei mir bei Nacht und Tag,
Was auch immer kommen mag,
Freude oder Schmerzen.

Heil'ge Rose, Mutterspende —
Mag der Segen ihrer Hände
Mir zum Schutze werden.
Soll ich fallen — wie Gott — will
Legt die heilige Rose still
Zu mir in die Erden.

Der Invalide.

Ihr schaut — nun ja! ich gab es hin,
Ich gab es hin für Deutschlands Leben,
Und unser Gott dort oben weiß:
Ich hätte auch noch mehr gegeben!

Mein deutsches Land, mein Vaterland,
Ich gab dir freudig meine Glieder;
Und doch — an manchen Tagen wirft
Mein Schicksal mich zu Boden nieder.

Ich bin noch jung, die Sonne scheint,
Ich bleib' noch lange hier auf Erden,
Und bin doch nur ein halber Mann..
Mein Gott, laß mich nicht bitter werden.

Ich weiß es wohl — der Kamerad,
Den wir in Feindesland begraben,
Dem war das beff're Teil vergönnt,
Ich durft' es nicht so köstlich haben,
Mit Hurraruf und Kampfgeschrei
Hat er sein Ich dahingegeben!
Ruhmvoller war sein rascher Tod
— Doch schwerer ist mein langes Leben.

Tirol aus der Krieg.

Das „Innsbrucker Fremdenblatt" veröffentlicht folgenden Bericht kurzer aus dem Kaiserschützenlager bei Innsbruck: „Kriegsberichterstatter Kanzelsberichterstatter:

Innsbruck, 6. Juni. — Tirol Tirol wie ein Hort von Waffen. Wer hat zur Verteidigung gekommen? Tiroler Tiroler gegen in Hohe Wacht und Wacht. Wer Verteidigung hat die heutige Wacht aber sind die Leiden aus allen Teilen der Tapferkeitsmedaille herbeigeeilt. „Das Land" allein kann's nicht machen. Und deshalb werden überall die tapfern Helfer begrüßt, mit unbändiger Leidenschaft hereinkommen hat wie Engel vom Himmel.

Ich wollte Stimmung schildern. Wie habe ich herrliches Tage verlebt. Beisammen mit gut Schützen. In allen hätten sie noch reichlich. Konnten noch an anderer verfahren. Tagegen wenn der Mangel an Rohstoffen für die Industrie andauere, sei es schlimm.

Bei Kufstein begibt sich ein Wunder: Die Bahnhofleute, in „hung Oesterreich wegen ihres „herzlichen Tones" berühmt — sind höflich. Sie waren das nicht immer, wobei ihnen zur Entschuldigung dienen könnte, daß ein starker Teil der Fahrgäste aus Spitzenstürmern bestand, die sich im Wilden Kaiser tummeln und austoben wollten. Gäste, die ebenfalls für übertünchte Schmeicheleien nicht viel Meinung übrig haben. Immerhin, der Wandel im Tonfall war auffallend, war das Zeichen einer völlig neuen Zeit.

Selbst Sechzigjährige drängen sich zu den Fahnen, es geht gegen einen Feind, den man kennt.

Ich traf einige Kaiserjäger, die aus Galizien kamen. Sie schimpften mächtig auf die „walischen" Hunde. Das dritte Wort war der beliebte Ausdruck für Lump, der, glaube ich, mit den klassischen Heloten zusammenhängt, nämlich „Falott". Jetzt sei man schon zehn Monate im Felde. Sicherlich wäre jetzt der Krieg bald zu Ende gewesen, hätten die Walischen, diese verfluchten Falotten, nicht auch noch angefangen; denen würden wir's zeigen!

Innsbruck leuchtete in vollem Lichterglanz. Keine Angst also vor Fliegern. Ueber die Alpen zu kommen, bei dem jetzigen Südwind, ist nicht gar so schwer; aber zurück? Dabei sind Wetterstürze und Windveränderungen in den Alpen viel häufiger, als im Mittelgebirge oder im Flachland. Uebrigens hat selbst Bozen, das der Grenze so viel näher liegt, noch nichts von Fliegern verspürt. Ich traf in Innsbruck gleich in der ersten Stunde zufällig — am Bahnhof, auf der Straße, im Kaffeehaus — ein halbes Dutzend Freunde, die mich in die Lage einweihten. Alles übrigens, was irgend kann, meldet sich noch zu den Fahnen, selbst Sechzigjährige. Ficht man doch für „das Land!". Jetzt endlich hat man einen Feind, den man ordentlich und aus Leibeskräften hassen kann. Was Galizien, Bukowina und Serbien? Mit diesen Gebieten und ihren Bewohnern und ihren Nachbarn hat man früher nie und nirgend zu tun gehabt. Der Welsche aber, das ist der unangenehme Nachbar, den man kennt, das ist der widerliche Mensch, der so viel schreit, der sich so breit macht, das ist der Feind! Gegen ihn zu kämpfen, ist nicht nur Soldatenpflicht, ist höchste Genugtuung, ist jauchzende Lust.

Standschützen kennen jeden Winkel ihres Landes, wissen ihn zur Verteidigung auszunützen.

Innsbruck stand unter dem Zeichen der Standschützen, die nach der Front abreisten. Gerade diese Schützen sind die Verleiblichung der geschilderten Anschauung. Es sind lauter Einheimische, eingefleischte Tiroler, deren Großväter und Urgroßväter schon im Lande saßen. Sie sind mit ihren Heimatbergen vertraut, lieben sie heiß und wissen jeden Winkel zur Verteidigung nutzbar zu machen. Jede Felswand ist eine Naturfestung, jedes Joch eine ausgezeichnete Stellung, den andringenden Feind zu beschleichen, jede Schlucht gleich gut, um sich zurückzuziehen und zu verbergen, wie um hervorzubrechen und anzugreifen, jeder senkrechte Turm und jede von öden Karen umgebene Nadelholze ein vortrefflicher Auslug, wo der Beobachter von keinen unbequemen Geschossen gestört wird. Seit Alters sind die Tiroler gewöhnt, hinter Gängen und „Steinmandeln", auf Abstürzen und seitlich der Klemmen auf den Feind zu lauern, durch Einzelschüsse den Gegner „sauber wegzuputzen", kurz, den Guerilla zu betreiben.

Oesterreichs bedeutendster Lyriker Hauptmann bei den Innsbrucker Standschützen.

Jede Stadt, selbst die kleinste, wie das vielberühmte Keltern, wie Klausen, hat eine oder mehrere Formationen Standschützen aufgestellt. Die Truppe hat den Vorteil, daß sich die meisten Mitglieder persönlich kennen. Auch viele Kaiserjäger sind dabei, die sich nun wieder sehr gut, meinen, Hauptmann für den Innsbrucker ist Arthur von Redlich, der bekannte tirolische Lyriker. Vor acht Monaten hat er seine Truppe gebildet und ist ganz mit ihr verwachsen. Sein ganzes Dichten und Trachten reicht sich um die geliebte Heimat, erhoben in ihrem Glücke-Heilsamkeit, namentlich in gewaltigen Bilder und Kämpfen Christiane, reicht sich um den Kampf des Germanentums. Mit tiefst gerührter Seele begrüßte er den Ausbruch des Weltenkrieges, von ihm die Erhebung der Germanen erwartend. Major ist Graf Wolkenstein. Erhebling einer altberühmten Sippe aus dem Geschlecht, Schöpfer der schönsten gotischen Burg, der Trostburg bei Waidbruck. Zur Sippe gehörte im aufgehenden Mittelalter der Minnesänger von Ansehen und Klang.

Künstler von Eigenart und ein reicher Rechtsanwalt, der auch Sozialist ist.

Dann ist bei der Truppe der Bildhauer Keller, der schon in Wien und Berlin ausgestellt hat, ein Mann, dessen Besonderheiten in beiden Reichen überall bekannt sind. Jean Paul hätte ihm zu Ehren einen Roman geschrieben, Nietzsche, der so oft einer „entschlossenen Trägheit" das Wort redet, hätte an ihm seine Freude gehabt. Für ein Figürchen, das er in einer halben Stunde schnitzt, bekommt er 200 Kronen, aber dann arbeitet er ein halbes Jahr nichts mehr, wenn er grad nit mag. Spielt er auf der Klampfen sein Schnadahüpfl, sammelt sich sofort ein Kreis lustiger Zuhörer, und im Zechen nimmt er es mit dem Stärksten auf. Kurz, ein echtes Künstlerblut. Sieht aber aus wie ein Bußprediger, wie der Magister Faustus, bevor er Helenen in jedem Weibe sah. Weiterhin gehört dazu der Maler Plattner, burschikos bis zur höchsten Grenze, doch nicht ohne Fühlung mit der Geistlichkeit und Vornehmen, deren Porträte er schafft, schwankend zwischen Vouchers und Asketentum, zwischen Heimdalls Hora und Hödur, ein unermüdlicher, unterhaltender Erzähler. Die Absicht dieser Landesschützen war ein Volksfest für Innsbruck. Einer nur fehlte in dem Freudeskreise, der Advokat Luchner, bekannter als Pacificus Kaslatter der „Jugend", auf den Namen wurde er durch mich aufmerksam gemacht, ihn trägt ein Mann, der wirklich im Fleische wandelt, ein Hirtenbub im Konfinerwald bei der Langhofelgruppe. Luchner war in dem unseligen Przemysl gefangen und sammelt jetzt im fernen Sibirien Stoff für neue „Jugend"-Erzählungen.

Ich machte Besuch bei dem Rechtsanwalt Grüner, der eine mit trefflichen Gemälden geschmückte Wohnung in der Maria-Theresien-Straße und eine Villa nahe der Hungerburg besitzt. Ich erwähne das, weil dieser Mann der kapitalischen Instinkte ein leidenschaftlicher Sozialist ist; vielleicht einst der Führer der österreichischen Sozialdemokratie, jedenfalls heute schon von Geltung und Einfluß.

Dr. Albrecht Wirth.

Der Pseudo-Joffre.

Die Deutsche Wochenzeitung für die Niederlande und Belgien schreibt: Monsieur Louis P..., früher Angestellter der „Société Générale", hat ein Schweineglück. Er gleicht dem französischen Generalissimus wie ein Ei dem andern. Diese Aehnlichkeit bringt ihm das Geld haufenweise ein. Er steht nämlich für ein großes Photographiegeschäft als Joffre Modell, der natürlich nicht immer zur Stelle ist, wenn man ihn als Mittelpunkt eines epochemachenden Bildes in in- und ausländischen Blättern nötig hat. Deshalb hat man Monsieur P... in eine Generalsuniform gesteckt. Wird bekannt, daß größere Truppenmassen zur Front ziehen, dann steht Monsieur P... als Generalissimus in imponierender Haltung auf irgend einer Erhöhung und grüßt die Scheidenden mit martialischer Gebärde. Man läßt ihn Helden dekorieren und umarmen, photographiert ihn bei der Studierlampe, wenn er seine großen Pläne zur Vernichtung der „boche" schmiedet usw. Manchmal findet man ihn auch auf einem Bild zusammen mit dem Präsidenten Poincaré, für den der Chef der Handschuhabteilung im „Bon Marché" Modell steht. Nun ja: „mundus vult decipi!"

Bücherweisheit.

Brennt's oben heraus beim Dache schon
In Flammen ganz ungeheuer,
Dann sucht der Gelehrte im Lexikon
Erst nach dem Worte „Feuer".

Weil ihm die Sonne näher ist als die Sterne, nennt sie der Mensch größer als jene.